

NANCY ATHERTON

TANTE DIMITY

und das verborgene Grab



be  THRILLED

Aber?

Ich seufzte. »Es geht um etwas, das Peggy Kitchen gesagt hat.«

In dem Falle wird es wahrscheinlich völliger Unsinn sein. Was hat sie denn gesagt?

»Nichts Konkretes. Aber sie deutete an, dass Francescas Vater etwas getan hat ...«

Kümmere dich nicht um Peggy Kitchen. Sie ist nicht fähig, Francesca gerecht zu beurteilen. Engstirnigkeit und Menschen, die nicht verzeihen können, sind der Fluch einer Dorfgemeinschaft.

Ich sah wieder zur Tür und horchte einen Moment angestrengt nach draußen, dann wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder dem Tagebuch zu. »Warum kann sie Francesca nicht gerecht beurteilen?«

Weil sie Francescas Vater gehasst hat. Piero Sciaparelli war ein Kriegsgefangener, musst du wissen. Er war 1942 in Nordafrika in Gefangenschaft geraten und arbeitete bis Kriegsende als Landarbeiter auf der Farm des alten Mr Hodge, ehe er ein oder zwei Jahre später ein Mädchen von hier heiratete. Piero und seine Frau haben sechs Kinder großgezogen, alle so englisch wie Plumpudding, bis auf ihre ausgefallenen Namen. Trotzdem haben manche Leute nie aufgehört, Piero als Feind zu betrachten. Wie ich schon sagte, Engstirnigkeit ...

»... und Menschen, die nicht verzeihen können«, beendete ich den Satz für sie. »Ich hätte es mir denken können. Tut mir leid, Dimity, dass ich dich damit behelligt habe. Ich werde mir wegen der Kinder keine Sorgen mehr machen.«

Das wirst du bestimmt noch, meine Liebe. Aber mit Francesca als Hilfe brauchst du dich nicht mehr ganz so oft zu sorgen.

Ich schloss das Tagebuch und fuhr mit den Fingerspitzen über den glatten blauen Einband. Dimity erstaunte mich immer wieder aufs Neue. Ihr Verlobter war im Zweiten Weltkrieg gefallen, und sein Tod hatte wie ein Schatten auf ihrer Seele gelegen. Sie hatte nie geheiratet und nie Kinder gehabt, und dennoch missgönnte sie dem feindlichen Soldaten das Glück nicht, das ihr nicht vergönnt gewesen war. Ich weiß nicht, ob ich zu dieser Großzügigkeit fähig gewesen wäre, wenn eine feindliche Kugel mir Bill genommen hätte. Für einen Moment fragte ich mich, ob womöglich auch ein Teil von Peggy Kitchens Herz im afrikanischen Sand begraben lag.

Die Kaminuhr schlug halb eins, und ich stellte das Tagebuch wieder ins Regal zurück. Ich konnte jetzt eigentlich zum Pfarrhaus hinüberfahren, mir die Szene des ... *ähm* ... ansehen und rechtzeitig zurück sein, wenn die Kinder um drei Uhr hungrig waren. Ich schaltete das Licht aus und ging in die Küche, wo Francesca gerade den Tisch abgewischt hatte.

»Kann ich Sie vielleicht für eine Stunde allein lassen?«, fragte ich. »Ich habe dem Pfarrer versprochen, heute Nachmittag kurz ins Pfarrhaus zu kommen.«

»Ich denke, ich komme schon klar«, sagte Francesca.

»Die Telefonnummer vom Pfarrhaus ist ...«

»... auf dem Notizblock im Flur.« Francesca trocknete sich die Hände ab. »Ebenso wie die Nummern vom Büro Ihres Mannes, von der Familie Harris und von beiden Autotelefonen.«

»Richtig.« Ich ging auf die Haustür zu, gefolgt von Francesca. »Wenn die Jungen aufwachen sollten, ehe ich zurück bin ...« Ich biss mir auf die Lippe und befahl mir innerlich, nicht so eine Glucke zu sein.

»Sobald ich etwas höre, rufe ich Sie sofort an«, versprach Francesca.

»Ich bin nicht lange weg«, sagte ich und öffnete die Tür. »Ach, und Francesca ...« Ich drehte mich zu ihr um und hielt ihr ungeschickt die Hand hin. »Willkommen bei uns.«

Francescas dunkle Augen lachten amüsiert, als sie meine Hand nahm und sie herzlich schüttelte. »Ich freue mich auch, wieder hier zu sein.«

Mit einem letzten besorgten Blick zur Treppe ging ich aus dem Haus und stieg in den Mini.

Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wunderte – dass es in Finch einen Einbruch gegeben hatte oder dass der Pfarrer dachte, ich könne in diesem Zusammenhang eine Hilfe sein. Da die Kriminalitätsrate von Finch praktisch null betrug, nahm ich an, dass der Anruf des Pfarrers nichts weiter war als Phase zwei von Bills Frischluftkampagne.

Es machte mir nichts aus. Trotz einer gelegentlichen Aufwallung von Schuldgefühlen tat es gut, wieder draußen zu sein. Ich fuhr an der gewundenen Einfahrt zu Emma und Derek Harris' Haus vorbei, winkte den Pymys zu, die gerade das Vogelbad in ihrem Garten auffüllten, und lobte mal wieder meinen Mini, als ich die scharfe Kurve hinter ihrem Haus nahm.

Ich hatte das kleine schwarze Auto gebraucht gekauft, obwohl es bereits mehrere Male den Besitzer gewechselt hatte, ehe es in meine Hände kam. Bill nannte es einen Klapperkasten, zu langsam, um wirklich schnell irgendwo hinzukommen, und zu klein für zwei Kindersitze, aber gerade deshalb liebte ich es. Der Mini zeigte sich einem Bleifuß gegenüber unbeeindruckt, und er war so schmal, dass selbst die engen Landstraßen in der Umgebung von Finch großzügig und breit gebaut schienen.

Außerdem wäre ein glänzendes, neues Auto in Finch fehl am Platze gewesen, wo nichts neu war und glänzte. Als ich über die steinerne Buckelbrücke fuhr und auf dem Dorfplatz ankam, musste ich wieder einmal daran denken, dass Finch, im Gegensatz zu so vielen anderen Orten in den Cotswolds, nie in einem Kalender mit dem Titel »Unser schönes England« erscheinen würde.

An seiner Lage war nichts auszusetzen. Finch lag in der großen Schleife eines munteren Flüsschens mit so klarem Wasser, dass Angler die Punkte auf den Forellen erkennen konnten. Die Umgebung war ein sanft hügeliges Mosaik aus Wiesen, Weiden und Wäldern. Die schmalen Straßen waren von grünen Hecken und Wildblumen gesäumt. Eigentlich war es schade, dass eine so idyllische Landschaft durch diesen schmutzigen Vorposten der Zivilisation verschandelt worden war.

Dabei hatte Finch ein so großes Potenzial, was jedoch niemanden zu interessieren schien. Das Dorf hätte ein Schmuckstück sein können, wenn jemand sich die Mühe gemacht hätte, es aufzupolieren. Stattdessen drängten sich die Häuser, ungepflegt und vernachlässigt, um ein unregelmäßiges Rechteck aus vertrocknetem Gras, das von Kopfsteinpflaster umgeben war, in dem Unkraut wucherte. Der warme Honigton des Cotswold-Steins war von grauem Schmutz überzogen, die Rasenfläche wurde von kahlen

Stellen durchzogen, und das ehrwürdige keltische Steinkreuz, das an die Kriegsgefallenen von Finch erinnern sollte, war von dem ungezähmten Wuchs einer Gruppe von Trauerweiden verschluckt worden.

Im Zentrum des Dorfes gab es keine Gehwege. In stillem Einvernehmen hielt man vor den Geschäften eine verkehrsfreie Zone ein, die zwischen einem und vier Metern breit war, je nach Verkehrsdichte. Die jedoch recht übersichtlich war. Immerhin erschien die Hauptstraße von Finch als blaue Linie im Autoatlas, weil sie Anfang der Sechzigerjahre mal gepflastert worden war. Seitdem war sie aber sich selbst überlassen worden, und nur wenige Durchreisende riskierten hier ihre Achsen.

Der einzige Stolz von Finch lag jenseits des Dorfplatzes, etwa hundert Meter den Saint George's Lane hinauf, inmitten eines mauerumsäumten Friedhofs mit bemoosten Grabsteinen und von riesigen Libanonzedern beschattet. Die Saint-George's-Kirche hatte den üblichen gemischten Stammbaum: eine angelsächsische Krypta, einen normannischen Turm und ein erfreulich schlichtes Äußeres, aber in ihrem Inneren barg sie einen Schatz, der sie über gewöhnliche Kirchen hinaushob.

Die Kirche verfügte über fünf mittelalterliche Fresken, am eindrucksvollsten darunter das Bild von Sankt Georg, wie er mit einem schlangenartigen Drachen kämpft. Die Fresken waren einst mit einer Gipschicht bedeckt gewesen, und Derek Harris hatte sie sehr vorsichtig freigelegt und restauriert. Ich fand diese Bilder immer ein wenig gruselig, aber es waren sogar Fachleute aus dem Ausland gekommen, um sie zu sehen.

Als ich auf den Dorfplatz fuhr, bemerkte ich Bills Fahrrad – ein altmodisches schwarzes Modell mit drei Gängen und Gesundheitslenker –, das neben der Tür von Wysteria Lodge lehnte, einem völlig zugewachsenen Gebäude, in dem Bill sein Büro hatte. Wenige Menschen würden vermuten, dass die renommierte Bostoner Rechtsanwaltskanzlei Willis & Willis ihre europäische Zweigstelle in diesem bescheidenen Haus hatte, das halb unter Glyzinien verborgen war – es sei denn, sie warfen einen Blick ins Innere.

Bills Vater hatte das Büro mit sämtlichen zur Verfügung stehenden elektronischen Hilfsmitteln versehen lassen, was bedeutete, dass Bill praktisch von Hamburg nach Padua reisen konnte, ohne Finch zu verlassen. Ich überlegte, ob ich jetzt hineingehen sollte – ich wollte ein Hühnchen mit ihm rupfen, weil er mir Peggy Kitchen auf den Hals geschickt hatte –, aber dann beschloss ich, zuerst mit dem Pfarrer zu sprechen.

Das Schulhaus nahm die nordöstliche Ecke des Dorfplatzes ein, und als ich an dem strittigen Gebäude vorbeikam, bemerkte ich, wie ein junger Mann Kartons aus einem Minibus lud und sie einer jungen Frau reichte, die sie in das Schulhaus trug. Beide trugen Kakishorts, bunte T-Shirts und feste Wanderstiefel, und ihr fröhliches Lachen war bestimmt auch in Peggy Kitchens Laden gut zu hören. *Gott stehe ihnen bei*, dachte ich, als ich in den Saint George's Lane einbog und endlich vor dem Pfarrhaus hielt.

Bill und ich hatten unsere Hochzeit in diesem Haus gefeiert, und jeder Besuch brachte schöne Erinnerungen daran zurück. Trotzdem musste ich zugeben, dass dieses weitläufige, einstöckige Haus genauso heruntergekommen aussah wie der Rest von Finch. Es schien, als sei es durch die Hände einer Reihe von gleichgültigen Besitzern gewandert, genau wie mein Mini. Der große Garten, der das Haus umgab, war völlig verwildert. Lilian Bunting

hatte kein Interesse daran – sie war ein Büchermensch –, und der Pfarrer war der Ansicht, dass man die Natur ruhig dem lieben Gott überlassen könne.

Die Frau des Pfarrers kam mir an der Tür entgegen. Lilian Bunting war schlank und Mitte fünfzig, im Winter trug sie am liebsten Tweed und Twinsets, im Sommer Leinenkleider, und dazu das ganze Jahr über bequeme Schuhe. Sie begrüßte mich mit einem Lächeln. »Lori, meine Liebe, kommen Sie rein. Teddy ist schrecklich aufgeregt, und ich hoffe, Sie können ihm helfen.«

»Was ist denn passiert?«, fragte ich.

Lilian lachte. »Ich vermute, das werden Sie gleich erfahren. Aber Teddy soll Ihnen erst mal seinen Teil der Geschichte erzählen. Er kann es gar nicht erwarten, jemandem seine Schandtät zu beichten.«

Lilian führte mich in die Bibliothek, einen Raum, der die ganze Breite des hinteren Teils des Pfarrhauses einnahm und an dessen Wänden sich Bücherregale entlangzogen. Durch die bleiverglasten Fenster und die Terrassentür sah man über eine große Wiese, die steil zum baumbestandenen Fluss hin abfiel. Der Mahagonischreibtisch des Pfarrers stand vor der Terrassentür, jedoch so, dass man vom Sessel aus ins Zimmer blickte, als ob der Besitzer den Anblick der Bücher der Aussicht nach draußen vorzog. Auf der anderen Seite wurde der Blick auf die Landschaft ohnehin von einem Dickicht aus Rhododendron versperrt.

Der Reverend Theodore Bunting saß zusammengesunken in einem Sessel beim Kamin. Er war groß, hatte kurzes graues Haar, eine Hakennase und graue Augen, in denen stets ein Ausdruck von Trauer lag. Über seinem schwarzen Hemd mit dem weißen klerikalen Stehkragen trug er eine dunkelblaue Strickjacke, seine großen Füße steckten in abgetragenen schwarzen Lederschuhen. Als ich ins Zimmer kam, starrte er trostlos auf die Terrassentür, aber sowie er mich bemerkte, sprang er auf, um mit großen Schritten auf mich zuzukommen und mich zu begrüßen.

»Lori, wie nett, dass Sie gekommen sind«, sagte er mit einem Anflug von Verzweiflung in der Stimme. »Ich bin mit meinem Latein am Ende. Wenn Sie mir nicht helfen können, dann weiß ich auch nicht mehr ...«

Lilian bedeutete mir, auf dem grünen Plüschsofa Platz zu nehmen, das dem Sessel des Pfarrers gegenüberstand, dann wandte sie sich an ihren Mann. »Zuerst«, sagte sie, »solltest du Lori die Sache mal erklären. Sie hat doch keine Ahnung, was sie hier soll, Teddy.«

»Natürlich«, sagte der Pfarrer.

»Fang ruhig schon mal an«, sagte Lilian. »Ich bin gleich wieder da.« Liebevoll drückte sie ihrem Mann die Schulter und ging hinaus.

Der Pfarrer seufzte tief und setzte sich wieder in seinen Sessel. »Lilian ist zu rücksichtsvoll, es auszusprechen, aber es ist alles meine Schuld. Ich bin so schrecklich vergesslich.« Er seufzte wieder. »Es fing alles im letzten November an, als Adrian Culver aus Oxford zu Besuch kam.« Der Pfarrer sah mich fragend an. »Kennen Sie Dr. Culver?«

»Noch nicht«, sagte ich, »aber ich wette, er trägt eine Brille.«

»Eine Halbbrille, genauer gesagt«, sagte der Pfarrer. »Woher wussten Sie ...?«

»Das sage ich Ihnen später«, unterbrach ich ihn. »Bitte, erzählen Sie weiter.«

»Dr. Culver ist Dozent in Oxford und ein bekannter Archäologe«, erklärte der Pfarrer. »Letzten Herbst machte seine neunzehnjährige Nichte ganz allein eine mehrtägige Wanderung durch die Cotswolds. Als sie eines Tages auf dem Feld von Scrag picknicken wollte ...«

»Auf dem Feld von Scrag End?«

Der Pfarrer nickte. »Es liegt neben der Farm von Hodges«, erklärte er, »gleich hinter dem kleinen Wäldchen am Nordende des Dorfes. Scrag End ist Ackerland, das der Kirche gehört, aber es hat der Gemeinde nie einen Penny eingebracht, es ist völlig unfruchtbar.«

»Gut«, sagte ich. »Adrian Culvers Nichte rastete also in Scrag End, um Picknick zu machen, und dann ...?«

»Da entdeckte sie, dass sie auf einer römischen Speerspitze saß!«, rief der Pfarrer aufgeregt.

»Wow!«, sagte ich. »Das muss eine ziemliche Überraschung gewesen sein.«

»In der Tat«, sagte der Pfarrer. »Natürlich berichtete sie es ihrem Onkel, der keine Zeit verlor und sofort selbst nach Scrag End kam. Während er hier war, entdeckte er eine Anzahl von Scherben sowie Münzen und den kleinen Kopf einer Minerva, alles römisch, aus der Zeit vom zweiten bis fünften Jahrhundert.«

»Klingt nach einem tollen Fund.«

»Adrian war außer sich«, bestätigte der Pfarrer. »Er sagte mir, dass Scrag End genau das sei, was er sich immer gewünscht habe. Er hoffte, sich diesen Sommer einen vorläufigen Überblick zu verschaffen. Adrian ist ein Mensch von großer Überzeugungskraft, und als er fragte, ob er vorübergehend das Schulhaus als Lagerraum und Labor haben könne, da fürchte ich, dass ich ...« Der Pfarrer lehnte sich im Sessel zurück und stöhnte.

»Aber wie konnten Sie nur das Erntedankfest vergessen?«, fragte ich. »Peggy arbeitet seit Jahren daran und ...«

»Nein, das stimmt nicht ganz.« Lilian Bunting war wieder hereingekommen und trug ein rundes Tablett mit zwei Kannen und einer Auswahl an Kuchen und Sandwiches. »In Finch hat es seit 1913 kein Erntedankfest mehr gegeben. Diese Tradition ist mit dem Ersten Weltkrieg verloren gegangen, genau wie so vieles andere auch.«

»Peggy Kitchen sagte aber ...«, fing ich an, aber Lilian schüttelte nachdrücklich den Kopf.

»Mrs Kitchen ist leidenschaftlich daran interessiert, alte Traditionen wieder aufleben zu lassen.« Lilian stellte das Tablett vor mir auf den Tisch und setzte sich neben mich. »Das ist sie schon, seit sie hierhergezogen ist.«

»Hierhergezogen? Ich dachte, sie sei hier geboren.«

Der Pfarrer schnaubte abfällig. »Sie ist genauso wenig in Finch geboren wie wir.«

»Sie sind auch nicht aus Finch?«, fragte ich überrascht.

Der Pfarrer und seine Frau sahen sich lächelnd an.

»Wir wohnen noch keine zehn Jahre hier«, erklärte Lilian. »Wir sind aus London hierhergekommen. Teddys vorherige Gemeinde war ein bisschen zu ... großstädtisch ... für seine Nerven, und als ihm diese Stelle angeboten wurde, hat er zugegriffen.«

»Vom Regen in die Traufe ...«, murmelte der Pfarrer.